

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Lauhaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6 gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blaubroschüre 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Lauhaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Eine Parteiverammlung des Sozialdemokratischen Vereins für den 12. Wahlkreis stellte den Genossen Cohen-Frankfurt als Kandidaten für die Reichstagswahl auf.

Der Parteitag in Magdeburg setzte heute die Debatte über die Budgetfrage fort.

Bei einem Eisenbahnunglück in Rottenmann-Stadt (Oesterreich) wurden 7 Personen getötet und 12 schwer verletzt.

Der böhmische Landtag ist für den 24. September einberufen worden, nachdem die Verständigungsverhandlungen zwischen den deutschen und tschechischen Parteien zu einer vorläufigen Einigung geführt haben.

Das holländische Parlament wurde mit einer Thronrede eröffnet, die einen Gesetzentwurf über die Invaliditäts- und Altersversicherung ankündigt.

Die Verhandlungen wegen Unterbringung einer türkischen Anleihe in Frankreich sind gescheitert.

Magdeburger Brief.

Leipzig, 21. September.

Reichlich nachgeholt an politischem Interesse hat der zweite Tag des Magdeburger Parteitags, was der Begrüßungsfeier und der ersten Versammlungstag vermischen ließen. Er setzte etwas matt ein, der Kongreß, und der Montag machte von seinem Vorrecht, als Tag des Geschäftsberichts und der allgemeinen Organisationsdebatte einen etwas trockenen Charakter tragen zu dürfen, einen schier gar zu ausgedehnten Gebrauch.

Über der Dienstag! Er brachte uns etwas von dem Sturmwind der revolutionären Situation, in der, wie wir in unserm Begrüßungsartikel geschrieben hatten, dieser Parteitag zusammengetreten war. Wir reden von dem vorzüglichen, von leidenschaftlichem Feuer durchglühten Referat des Genossen Bebel, das den alten Vorkämpfer der deutschen Arbeiterklasse auf der Höhe seiner besten Leistungen zeigte. Es ist etwas Prächtiges um diesen Mann, dem die Jahre nicht die revolutionäre Begeisterung und den wuchtigen Optimismus rauben konnten, der noch immer der Vater aller Erfolge gewesen ist. In Essen auf dem Parteitage, wo er die nach den Hottentottenwahlen etwas gedrückte Stimmung der Partei neu belebte, war es das letzte Mal, daß Bebel so zu uns geredet hatte. Auf dem Nürnberger Kongreß litt er zu sehr unter seiner

körperlichen Indisposition, als daß sein damaliges Referat gegen die Budgetbewilliger einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hätte machen können. Gestern aber war er wieder völlig der Alte, und die jubelnden Zurufe und der nicht endenwollende Beifall des Parteitags bewiesen, wie sehr der Alte der unendlich überwiegenden Mehrheit des deutschen Arbeiterparlaments aus dem Herzen geredet hatte.

Besonders scharf ging Bebel mit den lächerlichen Ansprüchen des Genossen Kolb ins Gericht, der mit der badischen Budgetbewilligung und der badischen Blockpolitik ein Muster aufgestellt haben will, nach dem sich nicht nur die übrigen Landtagsfraktionen, sondern vor allem auch die Reichstagsfraktion richten soll. Die der bürgerlichen Presse nachgeredeteten Vorwürfe Kolbs gegen die „starre Negationspolitik“ der Sozialdemokratie, die endlich einmal zu positiver Mitarbeit herangezogen werden müsse, fanden eine derartige von Tatsachenmaterial belebte Widerlegung, daß man vielleicht hoffen darf, diese inhaltsleeren Redereien in Zukunft nur noch im Munde der Gegner zu finden, die ja ein Interesse an ihnen haben, daß aber Parteigenossen endlich einmal den Geschmack an diesem Gewäsch verlieren. Die Hinrichtung der sogenannten Sozialistischen Monatshefte, die Ausländerhefte in der badischen Parteipresse, die ironische Schilderung der näheren Umstände der badischen Budgetbewilligung, die bekanntlich in drei Phasen verlief: erst für, dann gegen, dann schließlich und definitiv wieder für die Budgetbewilligung, alles das war höchst wirkungsvoll und wird auch bei den Massen der süddeutschen Genossen seinen Eindruck nicht verfehlen, wenn genügend Vorzüge dafür getroffen wird, daß die ganze Budgetdebatte — vielleicht in der Form eines Separatabdrucks — auch wirklich diesen Genossen zur Kenntnis kommt.

Aber seine besten Argumente gegen die badische Annäherungspolitik holte Bebel doch aus der aktuellen politischen Situation. Mit besonderem Nachdruck wies er auf den Kampf in Preußen hin, und deutlich genug sagte er: dieser Kampf kostet Arbeit, kostet Mühe, kostet Schweiß, kostet viel, viel, viel noch mehr! Offen forderte er die Massen der Genossen auf, den Parteiführern und Redakteuren auf die Finger zu sehen, die in der Parteipresse zuweilen eine nationalliberale Politik treiben. Wir sind jetzt in einer Zeit, wo wir uns auf faule Kompromisse nicht einlassen dürfen, wir marschieren sehr, sehr ersten Zeiten entgegen! Die Führer können in der Partei ihre Stellung nur bewahren, wenn sie im Geiste der Partei tätig sind. Wir führen auch nicht, wir werden weit mehr geschoben, als wir führen, und das ist gut. Denn wenn es manchmal auf die Führer ankomme, dann würden wir irre gehen. In diesem kräftigen Appell an die Selbstständigkeit und Initiative der Massen kam deutlich der Einfluß der revolutionären Situation der „sehr, sehr schweren Zeiten“ zum Ausdruck, in der Konflikte von der Partei nicht siegreich durchgeschritten werden können ohne Massen-

aktionen, ohne selbständige und bewusste Teilnahme des Gros der Genossen. Und wir müßten uns sehr täuschen, wenn wir nicht viele dieser Argumente bei der Debatte um den preussischen Wahlrechtskampf wiedersehen sollten, und zwar gerade bei den Kritikern der bisherigen Taktik in diesem Kampfe.

Hatten wir uns bei dem Referat des Genossen Bebel etwas ausführlicher aufhalten können, so verlangt die Rede des Genossen Frank, der ebenfalls mit unbeschränkter Redezeit zum Wort kam, um so weniger Worte. Sie war sachlich das Dürftigste und formell das Eindruckloseste, was gesagt werden konnte und ging in der Tat spurlos am Parteitag vorüber. Auch auf badischer Seite hatte man den Eindruck, für eine verlorene Sache zu kämpfen. Die Debatte, die sich am Nachmittag diesen beiden Neben schloß, brachte eine Verteidigungsrede des Genossen Kolb, die in der Sache natürlich ebenso leer, in der Form aber wesentlich frischer und voll natürlicherem Pathos war, als die stets gekünstelte und gepreizte Redeweise des Genossen Frank. Eine besondere Plakaterie boten die beiden Redakteure der Dresdner Volkszeitung, Riem und Fleißner, dem Parteitag, die beide hintereinander und beide im entgegengesetzten Sinne Stellung zu dieser wichtigen Frage nahmen.

Die Gruppierung des Parteitags kam in zwei Resolutionen zum Ausdruck. Die eine ist die Resolution des Parteivorstands und der Kontrollkommission, die in formell scharfen Wendungen den badischen Disziplinbrechern die schärfste Rüge des Parteitags aussprach. Verschärft wurde diese Rüge durch ein Amendement zu dieser Resolution, das von mehr als 200 Genossen unterzeichnet war und das zum Ausdruck brachte, daß jeder Abgeordnete, der in Zukunft einer bürgerlichen Gesellschaft den Etat bewilligt, sich dadurch von selbst außerhalb der Partei stellt. Als Gegenzug nahmen die Badenser eine Anregung auf, die der Genosse Braun in der Neuen Zeit gemacht hatte. Es solle die gesamte Frage der Budgetbewilligung einer Kommission überwiesen werden, die die Frage „studieren“ und dem nächsten Parteitag Vorschläge unterbreiten soll. Damit wäre dann die ganze Frage glücklich auf ein Jahr verschoben worden. Es versteht sich, daß die Partei sich unmöglich auf eine derartige Erledigung der Frage einlassen kann, sie wäre direkt die Anerkennung des Disziplinbruchs als eines politischen Kampfmittels innerhalb der Partei. Nichtsdestoweniger wurde diese Resolution von rund 100 Delegierten unterzeichnet. In ihnen kommt ungefähr die Richtung zum Ausdruck, die in Nürnberg sich um die Resolution Frohne scharte.

Wie die Entscheidung des Parteitags ausfallen wird, ist ziemlich sicher. Er wird sich auf die Resolution des Parteivorstands mit einer gewaltigen Mehrheit vereinigen, die die des Nürnberger Parteitags noch wesentlich übertreffen wird. Höchstens besteht die Möglichkeit, daß das verschärfende Amendement noch zurückgezogen werden wird, was wir freilich im Interesse der Klarheit und der

Seuilleton.

Das Heimweh.

1) Erzählung von Julius Moser.

In der vogtländisch-böhmischen Grenze, in einem düstern Tannicht zieht sich aus einem Quellbrunnen ein Wasserfaden durch Moos und Heidelbeergebüsch hinunter in das Tal, wo er, mit andern Wasserfäden verbunden und zu einem reichen Bache angeschwollen, an dem schönen Dorfe Elster vorüberzieht und von ihm seinen Flußnamen annimmt, welchen er zugleich seinen Talgründen schenkt, so weit er an Dörfern, Schlössern und Städten vorübergeht, bis zum Grabe Poniatowskys bei Leipzig — und seinem eigenen hinter Metzeburg in der Saale. Der immergrüne Tannenwald, in dessen Wurzelarmen die Elster zuerst ihre hellen Augen aufgeschlagen hat, gibt ihr auf ihrer Wanderschaft in die Niederungen so weit das Geleit, als er auf den Hügelketten in ihre Täler herunterklettern kann.

Selbst da, wo die todende Art den Wald stundenweit zurückgedrängt hat, verschwindet er nicht ganz aus dem Gesichtskreise und ehe man es meint, rückt er wieder über die Hügelrücken zu seinem geliebten Kinde herunter.

Dadurch kommt es, daß dieses kleine Ländchen, das in alten Zeiten dem jedesmaligen deutschen Kaiser gewissermaßen als Schatzkammer, mehr aber noch seinen Rögten angehörte, größtenteils aus Wald bestanden hat, ehe die treulose Elster sich zur Holzflöße gebrauchte ließ. Doch ist trotz der vielen Rodungen der Feldbau noch heute im obern Vogtlande von geringem, von größerem Ertrage aber Wiesendbau und Viehzucht, und noch immer finden sich

Blöcke für die Sägemühle, Harz für die Pechsterei, Fichtenrinde für die Ruchhütte und auch zartgeädertes Tannenholz für die Geigenmacher im obern Vogtlande; dennoch gibt es mellenlange Waldstreden, in deren düsterem Schatten der Kreuzschnabel sein geheimnisvolles Lied singen kann. Auch findet noch immer dort der Bergmann die reichen Eisenerzgänge im Schoße der Berge für die Hochöfen in Morgenröte und Nautenfranz.

Die Menschen, die in Berggegenden und an den Quellen der Flüsse wohnen, hegen in sich einen wunderbaren Widerspruch, daheim plagt sie die Wanderlust und in der Fremde das Heimweh. Das eine kann man durch die Fernansicht von den Bergen hinunter in die Fremde und aus der damit verbundenen Sehnsucht, das Fremde auch kennen zu lernen, erklären; zeigt doch oben der Zug der Wolken aus den Wäldern hinunter in die Niederungen, und unten der wanderungslustige Strom den Weg aus den Pforten der Täler hinaus. Doch das Heimweh bleibt unerklärlich wie die Wanderschaft der Vögel im Herbst und ihre Heimkehr im Frühling.

Die Vogtländer halten es aber nach ihrer Art; sie sind die sächsischen Tiroler, nur genügsamer, nur regamer, nur hartnäckiger in Verfolgung ihres Zieles, doch ebenso bieder, wenn auch derber.

Gemischt aus deutschem und slawischem Blute, haben sie das Gute von beiden Arten, wie aus der Kreuzung verschiedener Völker immer ein drittes und vorzüglicheres Geschlecht entsteht, denn die Natur nimmt wenig Rücksicht auf die romantische Idee vom ursprünglichen, unverfälschten Blute; Mesalliance ist eben, was sie will. Daher mag es kommen, daß selbst ein geküßtes Herz, das daheim den Jungfrauen des Landes glückliche Trost geboten hat, in der Fremde der Liebe anheimfällt.

Dieselbe Erfahrung hatte ein amerikanischer Kaufmann, Artur Rotham gemacht, zur Zeit, wo Nordamerika

nach unter dem britischen Szepter sich entwickelte. Er hatte eine Reise nach Deutschland unternommen, um sein bedeutendes Handlungsgeschäft, das er in Newyork hatte, durch unmittelbare Verbindungen mit den deutschen Kaufleuten und Fabrikanten noch mehr zu erweitern, denn er war, wie alle Amerikaner, ein Kind der Spekulation. Sein ganzes Gemüt war in seinen Kontobüchern aufgegangen.

Er stand in dem Vollsaft einer überseeischen Gesundheit, ohne daß ein Funken verächtlicher Schwärmerei durch seinen wattierten, von oben bis unten zugeknöpften Rock in ihn hätte eindringen können; daß keine von innen herauskam, dafür sorgte er selbst. So war er nach Gera gekommen und verweilte dort länger, als er früher gedacht hatte. Seine Handelsfreunde hielten dafür, daß ihn das gute Rindfleisch gefesselt hätte; sein Aufenthalt hatte aber eine tiefere Ursache, denn sah sein Gesicht sonst immer aus wie ein schöner, langweiliger Sonntagsnachmittag im Monat August, der gar kein Ende nehmen will, so schlich sich jetzt allmählich eine faltige Wolke nach der andern über seine Stirn. Vergeblich hatte er sich zum Besonderen Komfort einen zweiten Stuhl zugelegt, auf den er seine transatlantischen Reisestiefel beim Sitzen legen konnte, vergeblich nahm er eine Zigarre nach der andern aus dem Etui und hüllte sich in Nebel, die Wolken wollten nicht aus seinem Gesichte schwinden. Fast täglich rief er seinem Diener John, der mit ihm herübergekommen war, und hielt ihn die Koffer zur Abreise paden. John war der treueste Diener von der Welt, nur hielt er auf seine christliche Freiheit, die darin bestand, daß er im Zimmer und überall den Hut auf dem Kopfe befestigt. Er stand im Bereiche, daß er auch mit ihm wie in uralter Zeit ein König mit der Krone, zu Bett gehe. Böse Jungen sagten ihm nach, er trüge darunter einen Vogel, der fortflöge, wenn er ihn küßte.